



Österreichische
Akademie der
Wissenschaften

Multilingual America: Zur Vielsprachigkeit der Literatur der Vereinigten Staaten

Werner Sollors

KMI Working Paper Series

Working Paper Nr: 6

**Kommission für Migrations- und Integrationsforschung
Commission for Migration and Integration Research**

Österreichische Akademie der Wissenschaften

Postgasse 7/4/2

A- 1010 Wien

Fon: +43-1-51581-3538

Fax: +43-1-51581-3533

Mail: wiebke.sievers@oeaw.ac.at

<http://www.oeaw.ac.at/kmi/>

Multilingual America: Zur Vielsprachigkeit der Literatur der Vereinigten Staaten

In den letzten zwei Jahrzehnten ist das wissenschaftliche Interesse an ethnischen Minderheiten, an Marginalität und an Diasporaliteraturen sprunghaft angestiegen; zur gleichen Zeit haben literarische Themen wie Klassen- und Rassengegensätze oder veränderte Geschlechterrollen immer größeren Zuspruch gefunden. Unter dem oft zitierten Schlagwort von „race, class and gender“ (Rasse, Klasse, Geschlecht) hat sich auch die Amerikanistik mit vielen früher unbekanntem Werken befasst und die Hauptwerke der amerikanischen Literatur unter multikulturellen Gesichtspunkten neu gelesen.

Was dabei auffällt, ist dass „Sprache“ im Kategorienkatalog der wichtigsten kulturellen Differenzmerkmale meistens fehlt, so dass paradoxerweise kulturelle Vielfalt oft einsprachig englisch untersucht wird. Dieser blinde Fleck des amerikanischen Multikulturalismus ist umso merkwürdiger, als gerade jetzt Vielsprachigkeit in den Vereinigten Staaten eher zunimmt. Nach der Volkszählung 2000 gab es neben dem Englischen sieben Erstsprachen, die von mehr als einer Millionen Menschen gesprochen werden (Spanisch, Chinesisch, Französisch, Deutsch, Tagalog, Vietnamesisch und Italienisch). Jeder sechste Amerikaner spricht zu Hause nicht englisch. Und es gibt kaum Zweifel, dass heutzutage amerikanische Literatur in vielen Sprachen geschrieben wird, ebenso wie John Sayles amerikanische Filme auf Spanisch (*Hombres Armados*) und Ang Lee einen amerikanischen Film auf Chinesisch drehen kann (*Crouching Tiger Hidden Dragon*). Aber ist das vielleicht nur ein Gegenwartsphänomen?

Wie ein Blick auf die ersten wissenschaftlichen Literaturgeschichten der Vereinigten Staaten aus der Zeit um den Ersten Weltkrieg zeigt, bleiben auch große Bereiche der amerikanischen Literatur der Vergangenheit ausgespart, solange nur englischsprachige Werke gelesen werden. Die alte *Cambridge History of American Literature* (1919ff.) zum Beispiel betonte zwar einerseits, dass „die Sprache der amerikanischen Bevölkerung noch überwältigender englisch war als ihre Institutionen und ihre Kultur“. Andererseits enthielt diese alte Standardgeschichte aber eine umfangreiche Abhandlung zum Thema „Non-English Writing“, in der deutsche, französische und jiddische Autoren, darunter Francis Daniel Pastorius, Victor Séjour und Abraham Cahan, sowie Texte in Indianersprachen dargestellt werden.

Solche Autoren sind den heutigen Studenten und selbst vielen Spezialisten kein Begriff mehr, und eine Aufarbeitung dieser vergessenen Literatur scheint mehr als wünschenswert. Mein Kollege, der Komparatist Marc Shell, und eine bunt gemischte, polyglotte Gruppe von Studenten und Lehrenden an Universitäten vieler Länder begannen mit mir 1994 im Rahmen des Longfellow-Instituts die Arbeit an einem „Multilingual America“-Projekt, das derzeit noch weiterläuft.

Wir lernten bald, dass rein quantitativ die Fülle nichtenglischsprachiger Publikationen in den USA geradezu überwältigend ist. Eine Computerversierte Bibliothekarin ermöglichte meinen Mitarbeitern und mir eine Suche im elektronischen Katalog des Bibliothekssystems der Harvard University, mit dem Resultat, dass es allein in unseren Bibliotheken mehr als 120.000 in den Vereinigten Staaten publizierte, nichtenglischsprachige Druckwerke gibt: von Texten amerikanischer Indianer über spanische, französische, niederländische und russische Werke der Kolonialzeit bis zur Literatur von Einwanderern in allen europäischen, vielen asiatischen und manchen afrikanischen Sprachen.¹ (Mehr als 25.000 dieser Titel sind auf deutsch geschrieben, und sie stellen die größte Sprachgruppe nach der englischen dar.) Ein anderes Archiv kam aus den Akten des Postmaster General, der in den Jahren des Ersten Weltkriegs Zeitungen und Zeitschriften auf mögliche verräterische Aktivitäten überwachte und deshalb von allen fremdsprachlichen Texten eine englische Übersetzung anforderte; Peter Conolly-Smith, der in diesem Archiv arbeitete, fand eine Liste von über 2.000 fremdsprachigen Periodika, darunter auch zwei- und dreisprachigen Zeitungen, und einige noch erhaltene offiziell überprüfte Übersetzungen.

Nun mag Quantität allein nicht viel bedeuten – und vielleicht war von einem solchen Projekt, das Tonnen von verstaubten, zum Teil längst vergessenen Büchern, Zeitschriften und anderen Dokumenten zu Tage bringt, wenig mehr als eine Art von Lückenfüllungsforschung zu erwarten. Doch wurden unsere Erwartungen weit übertroffen, und in Seminaren und Konferenz-Workshops, in einer Diskussionsgruppe innerhalb der Modern Language Association und bei Treffen von Amerikanisten und Komparatisten, präsentierten unsere Mitstreiter mehr und mehr Textbeispiele, die aus ganz verschiedenen Perspektiven interessant und oft faszinierend waren. Da gab es einmal aufregende historische Details: z.B. die russischen Intellektuellen in Alaska, die nach dem Kauf Alaskas eine Zeitung gründen und voller Hoffnung die amerikanische Verfassung auf russisch drucken, dann aber herausfinden, dass sie unter militärischem Besatzungsrecht stehen; die rege walisische Literaturaktivität in den USA des 19. Jahrhunderts, mit einem großen Presseverlag „Y Drych“ (Der Spiegel) in Utica, New York und mit Lyrik- und Drama-Wettbewerben – aber der vergleichsweise geringe Umfang gälischer Publikationen. Chinesische Einwanderer schnitzten kaligraphische Gedichte in die Holzwände der Einwandererabfertigungshalle Angel Island, wo sie oft wochenlang festgehalten wurden; und japanische Einwanderer schrieben tausende von 17-silbigen Senryu-Gedichten in den USA. Dann gab es, wie ich Ihnen an einigen Beispielen noch darstellen werde, ungewöhnliche, aus der englischen Tradition der amerikanischen Literatur nicht vertraute Themen. Oft stellen Texte selbst die Frage, welcher literarischen Tradition, oder welchen Traditionen, sie eigentlich angehören; und manchmal hegen Autoren (so der Neu-Mexikaner Eusebio Chacón) die Hoffnung auf eine neue Tradition der Zukunft, die vielleicht mit ihnen selbst beginnt. Manche Werke sind prononciert vielsprachig verfasst, und in anderen sind Spuren des Englischen und anderer Sprachen deutlich lesbar; gelegentlich werden Mischsprachen repräsentiert, oft mit komischem Effekt, und in einigen Fällen sind ganze Werke in Mischsprachen geschrieben. Immer wieder taucht die

¹ Eine Auswahl solcher Texte erschienen in Marc Shell et al., Hg., *The Multilingual Anthology of American Literature: A Reader of Original Texts with English Translations*, New York 2000.

Differenz zwischen englischsprachiger und nichtenglischsprachiger Literatur Amerikas auf, am deutlichsten vielleicht in Texten, in denen das Englische selbst thematisiert wird, und in Werken, die vom gleichen Verfasser zwei Mal, einmal auf englisch und einmal in einer anderen Sprache geschrieben wurden. Und schließlich gibt es auch große Literatur, die sich mit den bekanntesten Werken der amerikanischen Literatur durchaus messen kann.

Inzwischen hat unser „Multilingual America“-Projekt sein zehntes Jubiläum hinter sich, viele Texte sind neu herausgegeben, neu publiziert oder übersetzt worden, und mehrere Sammelbände und Sonderhefte von Zeitschriften mit kritischen Beiträgen zur nichtenglischsprachigen Literatur der Vereinigten Staaten sind erschienen; andere Projekte sind in Arbeit oder geplant.

Ich erlaube mir im Folgenden, Ihnen einige Beispiele aus diesen Arbeiten, z. T. aus der *Multilingual Anthology of American Literature* (2000) in mehr oder weniger chronologischer Ordnung vorzustellen. Mich würde freuen, wenn sich aus diesen Bemerkungen auch Vergleiche mit anderen Texten ergeben, wenn sich Implikationen für andere Nationalliteraturen andeuten und wenn sich neue Möglichkeiten für internationale Zusammenarbeit entwickeln könnten.

1. Franz Daniel Pastorius (1651-1720), *Bee-Hive* (1696ff.)

Das 1696 begonnene *Bee-Hive* (Bienenkorb)-Manuskript von Franz (oder Francis) Daniel Pastorius befindet sich in der Van Pelt Library der University of Pennsylvania und ist noch nie insgesamt veröffentlicht worden. Es handelt sich dabei um eine echte Sammelarbeit, einen Bienenkorb eben, in dem Pastorius kürzere und längere Zitate aus Bibel und klassischer Literatur, väterliche Ratschläge an seine Kinder, neue Aphorismen, autobiographische Bemerkungen und ähnliches mehr aneinander reiht, oft mit besonderer Betonung auf mit Imkerei im Zusammenhang stehender Bildsprache. Das Manuskript enthält, von Randbemerkungen bereichert, mehrere tausend „Honigwaben,“ die mit verschiedenen Themen angefüllt sind. Pastorius, ein gebürtiger Franke, stieß nach klassisch-humanistischer Gymnasiums- und Jurastudium in Altdorf, Straßburg und Jena zum Frankfurter Saalhof-Pietistenzirkel und wanderte 1683 in einer Gruppe Krefelder Mennoniten und Quaker nach Pennsylvanien aus, wo er Germantown gründete und erster Bürgermeister der Siedlung wurde. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die erste in Amerika publizierte Protestschrift gegen afrikanische Sklaverei sowie eine Beschreibung Pennsylvaniens.

Sein *Bee-Hive* ist in sieben verschiedenen Sprachen verfasst, ein barockes Beispiel von Vielsprachigkeit in der Form eines Commonplace Book, eines Poesiealbums, einer Zitatsammlung. Schon die Titelseite kündigt dieses ungewöhnliche Projekt mit dem Namen des Autors und dem Titel des Buches an, die auf griechisch, lateinisch, englisch, deutsch, holländisch, französisch und italienisch variiert werden. Darauf folgt ein Eröffnungsgedicht auf Englisch:

In these seven Languages I this Book do own,
Friend, if thou find it, Send the same to Germantown;
Thy recompense shall be half a Crown...

(In diesen sieben Sprachen besitze ich dies Buch,/ Freund, wenn du es findest, schick es nach Germantown;/Deine Lohn wird sein eine halbe Kron'.)

Aus Sorge, dass er dieses Versprechen nicht werden halten können, wandelt er es ab:

A Cup of Drink may do: Or else, alas! thou must
Trust unto me a while. As I to others Trust,
To which I have no lust: But must per Force, poor Dust.

(Eine Tasse Trunk tut es auch. Oder sonst, o je! Musst/ du mir eine Weile traun. So wie ich auch andern trau/worauf ich keine Lust habe: doch muss es einfach, armer Staub.)

Nun wechselt er ins Deutsche über:

Freund, *Was du findest, wiedergieb,*
Sonst hält man Dich vor einen Dieb
In diesem; und in jenem Leben
Folgt anders nichts als Höllen-pein.

Kurz darauf kommt dann die deutsch-lateinische Verallgemeinerung der gottgegebenen goldenen Regel:

Zu thun, wie man Gethan will seÿn
Quod Tibi vis fieri, hoc facias Alÿs.

Dann spielt Pastorius verschiedene Möglichkeiten durch, seine Initialen F.D.P. mit lateinischen Sprüchen zu füllen (z.B. „Fatigabo Difficultates Patientia“, d.h. etwa „mit Geduld werde ich Schwierigkeiten meistern“).

Die Honigbiene, die ja nicht in Amerika ansässig war, ist eine passende Metapher für den Auswanderer Pastorius, dessen Bienenwaben mit kleinen, oft mehrsprachig-parallel zitierten Sprüchen gefüllt sind, in denen die bescheidene Suche nach wahren, viele Völker und Zeiten übergreifendem Wissen im Mittelpunkt steht.

Rosa quidem Apibus Mel dulce stillat.
Sed inde Aranea grave efficit Venenum.
From that Rose, whence the Bees their sweetest *honey* pluck,
The Spiders, Tarantules, the worst of Venom suck.
Besser bringt man Honigseim
Immengleich von fernem heim,
Als dass man nach art der Spinnen
Selbst was giftigs solt ersinnen.

Kleine Weisheiten solle man nicht unterschätzen, und Pastorius folgt Demokrit und entwickelt so etwas wie eine Ästhetik kleiner und prägnanter Formen:

A small Diamond is of more worth than the largest Brick.
In kleinen Säcken ist das best Gewürtz.

Dennoch ist sein Vorhaben groß – nichts weniger als eine Enzyklopädie, eine Blütenlese des gesamten Wissens schwebt Pastorius vor – und zu seinen Themen gehören Geschichte, Geographie und Naturbeschreibung ebenso wie die verschiedensten Laster.

Manchmal redet der Bienenkorb direkt die beiden Söhne des Autors an und ermahnt sie, den *Bee-Hive* immer zu behalten und nie zu verkaufen. Dabei geht es Pastorius darum, seine kleinen Weisheiten an die nächste Generation weiterzuvermitteln. Im vierten Folio schreibt er, dass er seine Sprichwortsammlung seinen beiden Söhnen zur Nachahmung zusammengestellt hat. Da ihre Landessprache das Englische ist (Pastorius will nicht „Muttersprache“ sagen, da sowohl er als auch seine Frau Deutsche sind), erlaubt er sich einen englischen Exkurs über die englische Sprache seiner Zeit anzufügen, „not the ancient Britan-Tongue. . . But a Mingle-mangle of Latin, Dutch & French: Relicks or Remains of the Roman, Saxon & Norman Conquests“ (nicht die alte Zunge Britanniens, sondern ein Mischmasch von Latein, Holländisch & Französisch: Relikte oder Überbleibsel der römischen, sächsischen & normannischen Eroberungen). In Folio 55 hat er die Hoffnung auf die Sprachtüchtigkeit und Vielsprachigkeit seiner Söhne aufgegeben: „my two sons . . . probably will never attain to the Understanding of the said Languages.“ Dennoch wünscht er sich, dass sie sich, wie er es tut, von klassischer und christlicher Weisheit leiten lassen mögen; und falls andere seinen *Bee-Hive* lesen und davon profitieren sollten, so wäre Pastorius froh.

Obwohl es eine wachsende wissenschaftliche Sekundärliteratur gibt, ist Pastorius' vielsprachiger Text ein noch immer recht unbekanntes Stück amerikanischer Literatur der Kolonialzeit. Gerade durch seine intensive Aufarbeitung verschiedener Traditionen in enzyklopädischer Absicht verkörpert der Bienenkorb von Franz Daniel Pastorius das Spannungsfeld zwischen europäischer Vergangenheit und amerikanischem Neubeginn. Ist der *Bee-Hive* somit das Medium, das den von Pastorius befürchteten Generations- und Traditionsbruch heilen oder wenigstens mildern soll? Ist seine Vielsprachigkeit dem Land angemessen, in dem eine Mischmasch-Sprache vorherrscht? Es wäre gewiss wünschenswert, eine Gesamtausgabe des *Bee-Hive*-Manuskripts zu veranstalten. Alfred Brophy, vormals Student der Amerikanistik an unserer Universität und jetzt Professor der Rechtswissenschaften an der University of Alabama, hat die Pastorius-Auszüge für unsere Anthologie eingeleitet und kommentiert und hat jetzt ein Team zusammengestellt, das den gesamten *Bee-Hive* zu edieren bereit ist. Ein Verlag wird noch gesucht.

2. Omar ibn Said (ca. 1770-1864)

Das Manuskript einer im Jahr 1831 auf arabisch geschriebenen Kurzautobiographie eines afrikanischen Sklaven in den amerikanischen Südstaaten tauchte 1995 in einem New Yorker Auktionshaus auf. Es handelt sich um den Fullah Omar Ibn Said aus der Futa-Toro Region in Senegambia, der in Fayetteville, North Carolina (1831) sein 15-Quarto-seitiges Manuskript verfasste, ein außergewöhnliches Dokument, nämlich die einzig bekannt gewordene arabische Sklavenautobiographie der Vereinigten Staaten. Von dem Manuskript weiß man, dass Omar es an einen „Old Paul oder Lahmen Kebby“ nach New York schickte und dass es 1836 Theodore Dwight gegeben, 1848 von einem Alexander I. Cotheal übersetzt und schließlich Eigentum des Sammlers

Howland Wood, damals Präsident der amerikanischen numismatischen Gesellschaft, wurde; Woods ehemaliger Professor J. Franklin Jameson publizierte die Cotheal-Übersetzung 1925 in der *American Historical Review*. Danach verliefen sich die Spuren des Manuskripts, bis es eben 1995 wieder auftauchte und erneut von einem Sammler, Derick Joshua Beard, ersteigert wurde, der es unserem Projekt zugänglich machte und die erste Publikation des Originals in der Anthologie ermöglichte, ediert, kommentiert und neu übersetzt von Ala Alryyes, damals Student an der Harvard University und jetzt Professor für Komparatistik an der Yale University; diese neue englische Übersetzung gibt es, von Ossie Davis gelesen, auch als Tonaufnahme im Internet unter <http://www.interfaithcenter.org/omar.shtml>. Das Originalmanuskript war mehrere Monate lang in der Houghton Library ausgestellt und wurde Gegenstand einer internationalen Konferenz, deren Vorträge, ebenfalls von Ala Alryyes ediert, demnächst in einem Band erscheinen werden.

„The Life of Omar Ben Saeed, called Morro, a Fullah Slave in Fayetteville, N.C., owned by Garrison Owen“ ist ein autobiographisches Dokument, das von der Sprachkodierung amerikanischer christlicher Sklavereigegner unberührt blieb. Statt dessen erzählt Omar sein Leben im Kontext der Koran-Lektüre und seiner unmittelbaren Erfahrungswelt. Während zum Beispiel Frederick Douglass 14 Jahre später das Drama seines Kampfs um Befreiung aus der Sklaverei in Metaphern christlicher Wiedergeburt schildert und seine Suche nach der Freiheit eng mit seiner gegen Widerstände erlernten Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, verbindet, bezieht sich Omar auf seine bereits lang zurückliegende islamische Ausbildung in Afrika und erklärt bescheiden, dass er viel von seiner Muttersprache und auch vom Arabischen (seiner Zweitsprache) vergessen habe. Dennoch zitiert er, in besonders schönen Schriftzügen und anscheinend frei aus dem Gedächtnis, die siebendsechzigste Sure des Koran, „Al-Mulk“ genannt (d.h. „das Reich“ oder „die Herrschaft“): „Gelobt sei der, in dessen Händen allein das Reich und der aller Dinge mächtig ist, der den Tod und das Leben schuf, um dadurch zu prüfen, wer von euch am rechtschaffensten handelt, er ist der allmächtige, gerne Verzeihende“ (67:2-3 in Ludwig Ullmanns Koranübertragung). Es ist eine Sure, die Sünder und Ungläubige vor Höllenstrafen warnt, die auf sie warten, und sie ist benannt nach Allah als alleinigem Machthaber und Besitzer – worin der Übersetzer eine subtile Kritik der jetzt so mächtig erscheinenden weltlichen Besitzer aus der Perspektive eines Sklaven sah. Omar zitiert z.B.: „Wenn sie aber die angedrohte Hölle in der Nähe sehen, dann wird das Angesicht der Ungläubigen sich vor Entsetzen verzerren, und zu ihnen wird gesagt, ‚Da habt ihr nun, was ihr herbeigewünscht habt‘“ (67:28).

Nach seinem langen Koranzitat erzählt Omar sein Leben kurz und knapp, von seiner Geburt in Futa Toro bis zur Vollendung einer 25-jährigen religiösen Ausbildung, als er plötzlich im Alter von 37 Jahren, im Rahmen des Angriffs einer feindlichen Armee, von einem Christen ans Meer und auf ein Schiff gebracht wird. Er erwähnt zweimal, ohne weitere Details, die sechswöchige Passage auf einem Sklavenschiff, das ihn nach Charleston brachte. „Und sie verkauften mich in einer Christensprache. Ein schwacher, kleiner, schlechter Mann namens Johnson, ein Ungläubiger (Kafir), der Allah überhaupt nicht fürchtete, kaufte mich.“ Das Echo auf die Sure Al-Mulk ist deutlich. Omar hatte Angst bei einem Bösewicht zu leben, „der viele schlimme Taten beging“, und entließ Johnson, wurde aber bald gefangen genommen und in einem großen Haus festgehalten – „jeel“ (Jail/Gefängnis) in der Christensprache. Von dort befreite (oder kaufte) ihn Jim Owen, den und dessen Bruder John, der

später Gouverneur von Nordcarolina wurde, Omar nunmehr ausgiebig preist. Was folgt, ist eine nicht ganz eindeutige Geschichte, entweder seiner Bekehrung zum Christentum oder seiner Fähigkeit, als Muslim auch Jesus den Messias zu verehren; jedenfalls zitiert er, Mohammed folgend, ein Gebet an Allah als Gott der Rechenschaft, den Omar bittet, ihn auf den geraden Pfad zu geleiten, der zur Gnade führt – aber er rezitiert auch das *gesamte* Vater Unser. (Die alte Cotheal-Übersetzung, die „Allah“ stets als „God“ wiedergibt, löste das Problem in Richtung Christianisierung, die neue lässt die Frage offen und wählt manchmal „Allah“ und andere Male „God.“) Nach einer wiederholenden kurzen Zusammenfassung endet das Manuskript noch einmal mit Lob auf Jim Owen, der Omar „weder schlägt noch Schimpfnamen gibt, der ihn weder Hunger und Nacktheit noch harter Arbeit aussetzt.“

Gerade in seiner Distanz zur „Christensprache“ Amerikas hält Omar ein kleines Stück spezifischer Lebenserfahrung fest, das nirgendwo sonst dokumentiert ist. Aus welchem Kontext ist diese Autobiographie entstanden? Omar erwähnt, dass ihn ein „Scheich Hunter“ gebeten habe, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben, warum, wissen wir nicht. Omar war offensichtlich rhetorisch gut geschult, was vom Topos der Bescheidenheit bis zur Schlusszusammenfassung deutlich wird. Aber ist seine Wahl, sein Leben zu beschreiben als wäre es das Nachwort zu einer Koran-Sure, als eine traditionalistische Geste zu bewerten oder zeugt sie von einem kulturellen Kompromiss zwischen arabischer Tradition, in der (wie ein Teilnehmer der Omar-Konferenz betonte) autobiographisches Schreiben im 19. Jahrhundert noch selten war, und dem angloamerikanischen Kontext, in dem Selbstdarstellung dominant zu werden begann? Ist der Text als religiöse Lebensgeschichte zu verstehen – und falls ja, als islamische? Oder als christliche? – oder ist der religiöse Text ein Vehikel, das Omar Ibn Said ermöglicht, eine subtile Kritik des Besitzanspruchs zu suggerieren, der jeder Versklavung zugrunde liegen muss?

3. Victor Séjour (1817-1874)

Das nächste Beispiel, das ich Ihnen vorstellen möchte, ist eine Kurzgeschichte des in New Orleans geborenen Victor Séjour, „free man of color“, der dort französisch sprechend aufgewachsen und ausgebildet war, bis er 1836 von seinen Eltern zur Fortsetzung seiner Erziehung nach Paris geschickt wurde, wo er bald mit radikalen Intellektuellen aus den Kolonien Kontakt hatte und 1837 als Zwanzigjähriger seine Kurzgeschichte „Le Mulâtre“ (Der Mulatte) in der *Revue des Colonies* publizierte. Es ist die früheste bekannte Kurzgeschichte eines Amerikaners afrikanischer Abstammung, aber es ist auch eine Geschichte eines jungen Afroamerikaners in Paris, der praktisch ganz an einer französischen Kolonialtradition teilhaben und diese politisieren möchte. Also handelt es sich hier um einen anders gelagerten Grenzfall der amerikanischen Literatur als die bisher erwähnten Beispiele. Und vielleicht ist an dem ganzen „Multilingual America“-Projekt so interessant, dass jeder Text uns vor andere Fragen zu stellen scheint.

Die Geschichte selbst, die dem weißen Rahmenerzähler von dem 70-jährigen Schwarzen Antoine berichtet wird, handelt von Georges, dem Titelhelden und Sohn des haitischen Pflanzers Alfred und der senegalesischen Sklavin Laïsa, die Alfred gekauft und vergewaltigt hat, aber an der er bald seine Lust verliert und die er deshalb verstößt. Sie stirbt jung und hinterlässt Georges nur einen Beutel mit

dem Bildnis seines Vaters, nimmt ihm aber das Versprechen ab, diesen Beutel nicht zu öffnen bevor er volljährig ist. Georges wächst also ohne Kenntnis seines Vaters auf, dessen Leben er jedoch einmal rettet. Alfred aber ist lüstern und böseartig. Er kennt keinen Dank, sondern versucht sogar, selbst Georges' Frau Zélie zu vergewaltigen. Als Zélie sich wehrt, beruft er sich auf den *Code noir* und lässt sie öffentlich hinrichten, obwohl Georges ihn um Gnade für seine Frau anfleht. Nun wird Georges zum rächenden Rebellen, der drei Jahre später nachts in die Plantage Alfreds eindringt, dessen Frau vergiftet, und immer noch im Unwissen, dass es sich um seinen Vater handelt, mit erhobener Axt Alfred zuruft: „Jetzt wo sie tot ist, bist Du an der Reihe, Herr.“ Und nun kommt die Geschichte zu einem hastigen Ende – selbst der Rahmenerzähler taucht nicht mehr auf.

Alfred antwortet noch:

-Frappe, bourreau... frappe... après l'avoir empoisonnée, tu peux bien tuer ton père...

(Schlag zu, Henker . . . schlag zu . . . nachdem Du sie vergiftet hast, töte ruhig auch Deinen Va--)

La hache s'abaissa , et la tête d'Alfred roula sur le plancher, mais la tête en roulant murmura distinctement la dernière syllabe *re*... (Die Axt fiel, und Alfreds Kopf rollte auf den Boden, aber der rollende Kopf murmelte noch deutlich die letzte Silbe –ter...)

Georges croyait avoir mal entendu, mais le mot père, comme le glas funèbre, tintait son oreille; or pour s'en assurer, il ouvrit le sac fatal...ah! s'écria-t-il, je suis maudit...une détonation se fit entendre; et le lendemain on trouva près du cadavre d'Alfred celui du malheureux Georges... (Georges glaubte er hätte falsch gehört, aber das Wort Vater läutete wie eine Beerdigungsglocke in seinem Ohr; jetzt, um sicher zu gehen, öffnete er den schicksalsschweren Beutel . . . ah! Rief er, ich bin verflucht . . . ein Schuss war zu hören; und am nächsten Morgen fand man neben dem Leichnam von Alfred den des glücklosen Georges...).

Natürlich ist das ein schon fast opernhafte Melodram, das schnell dialogreich von Szene zu Szene eilt und mit diesem letzten Oedipus-Akt abrupt abbricht. Die Geschichte zeigt jedenfalls das innerhalb einer Familie durch Sklaverei erzeugte tragische Gewaltpotential, das schließlich alle mit sich reißt. Der rollende Kopf, der noch spricht, erinnert eher an mittelalterliche Romanzen (z.B. *Sir Gawain and the Green Knight*), oder wurde Séjour durch Guillotinengeschichten der französischen Revolutionszeit zu seinem Grauen erregenden *Dénouement* inspiriert?

Waren Pastorius und Omar Textbeispiele für allerdings sehr unterschiedliche Arten von Ankunft in Amerika, so markiert Séjour eher den Punkt, an dem ein geborener Amerikaner sich von Amerika abgewandt hat. Hätte er englisch geschrieben, so wäre er gewiss als amerikanischer „Expatriate“ bekannt. Die Geschichte, die in Frankreich publiziert und auf Haïti spielt, war aber der Anfang der *französischen* Karriere Séjours, der zwar noch zur ersten afroamerikanischen Anthologie, *Les Cenelles* (New Orleans, 1845) einen lyrischen Beitrag leistete, aber dann bis an sein Lebensende in Frankreich lebte und als überaus produktiver und beliebter Pariser Dramatiker internationale Anerkennung fand. Séjour liegt auf dem Père Lachaise begraben. Vielleicht kann man selbst an seiner jugendlichen

dialogreichen und hochdramatischen Kurzgeschichte den späteren Theatermann erkennen. Für die Anthologie übersetzte die in Europa lebende afroamerikanische Schriftstellerin Andrea Lee die Geschichte. M. Lynn Weiss (Professorin am William and Mary College) und Norman Shapiro (Professor an der Wesleyan University) haben zwei seiner Problemstücke, *Diégarias* (1844) und *La Tireuse de Cartes* (Die Kartenlegerin, 1859) neu übersetzt und kritisch eingeleitet herausgegeben und darüber hinaus auch noch eine zweisprachige Anthologie der besten francophonen Lyrik Louisianas zusammengestellt.

4. Ludwig von Reizenstein (1826-1885), „Lesbische Liebe“ (1854)

Das nächste Beispiel zeigt wieder eine ganz andere Konstellation innerhalb der amerikanischen Literatur. Es handelt sich um einen Roman, den ein deutscher Auswanderer, oder genauer gesagt, ein von seiner noblen fränkisch-bayrischen Familie verstoßenes schwarzes Schaf, in der international populären Tradition von Eugène Sues Feuilletonroman *Les Mystères de Paris* in New Orleans auf deutsch publizierte. Ludwig von Reizensteins „Die Geheimnisse von New=Orleans“ erschien 1854 zunächst als Fortsetzungsroman in der „Louisiana Staats-Zeitung“ und wurde 1855 im Buchformat gedruckt, aber bald mit einem Publikationsverbot belegt, so dass es nie als gebundenes Buch erschien. Erst jüngst wurden die Druckfahnen gefunden und von Steven Rowan (Professor an der St. Louis University) sowohl auf deutsch als auch in Rowans englischer Übersetzung herausgegeben. Dieser Roman enthält Dutzende von für die Geheimnisliteratur typischen, skandalreichen (aber nicht pornographischen) Haupt- und Nebenhandlungen – wie das auch zum Beispiel in den deutschen *Geheimnisse von Cincinnati*, von St. Louis oder von Philadelphia der Fall ist. Doch in Reizensteins Roman findet man dazu noch etwas ganz Besonderes: ein bemerkenswert deutliches Kapitel mit der Überschrift „Lesbische Liebe“. In seinem Mittelpunkt steht das Liebesgeplänkel zwischen Orleana, die in der Toulouse Street von New Orleans lebt und gerade von einem betrunkenen deutschen Einwanderer belästigt worden ist, und Claudine de Lesuire, die ihren Ehemann verlassen hat. Der Erzähler erklärt: „Ein glaubwürdiger Schriftsteller aus der alten Griechenzeit erzählt uns, daß auf der Insel Lesbos Weiber gelebt haben, die sich von keinem Manne berühren ließen, da ihnen die Laune der Natur die Gabe verliehen, gemäß welcher sie sich selbst genug waren.“ Und noch deutlicher:

War irgend ein Mädchen auf dem weiten Gebiete von Hellas mit dieser Gabe beschenkt, so eilte es auf jene Insel, um sich eine Lebensgefährtin zu suchen. Als die Römer die Herren von Hellas wurden, entführten sie diese Weiber nach der Siebenhügelstadt und benutzten sie als Slavinnen, die ihnen in den Bädern behülflich sein mußten.

Nur an einigen Punkten Großgriechenlands lebten sie frei und genossen hier auch dieselben Rechte, die ihnen einst auf der Insel Niemand streitig gemacht hatte.

Späterhin, als sich die Römer den Deutschen unterwerfen mußten, gelangten Viele nach der Lombardei, der Schweiz und dem südlichen Deutschland.

Im vorletzteren Land war es wieder besonders Meran, wo sie zusammenströmten und ihre Zusammenkünfte den Mittelpunkt ihres rätselhaften Treibens fanden....

So viel zum nähern Verständniß der cabbalistischen Gefühlsverwirrungen unserer

schönen Orleana.

Der Liebesdialog zwischen Orleana und Claudine ist einigermaßen ausführlich und wird nur durch die erklärenden Kommentare des Erzählers unterbrochen, in denen er behauptet, dass in New Orleans viele Frauen eben Frauen lieben (genauso wie angeblich in Meran, das der bayerische Auswanderer Reizenstein merkwürdigerweise in die Schweiz verlegt). Und weiter heißt es:

„Du liebtest mich wirklich Claudine?“
„O wie verwirrt macht mich diese frische Wärme Deines stolzen Nackens!“
„Wie jagt mir Dein Busen die Glut durch die Adern!“
„Orleana, Orleana, wie so reizend lose Deine Kleider sind!“
„Claudine, Claudine, wie fest Du geschnürt bist!“
„Orleana, Orleana, wie leicht Deine Kleider fallen!“
„Claudine, Claudine, wie schwer es mir wird, sie abzustreifen!“
„Orleana, wie rein und weiß Deine Schultern!“
„Claudine, woher diese Narben auf den Deinigen?“
„Orleana, Orleana - das hat Albert gethan.“
„Und Du liebst mich wirklich, Claudine?“

Und so weiter und so fort.

Dieses Kapitel Reizensteins unterscheidet sich deutlich von allem, was ich aus der zeitgenössischen englischsprachigen amerikanischen oder auch der deutschen Belletristik kenne. Hat vielleicht seine binationale Position Reizenstein thematisch mutiger gemacht als andere Schriftsteller der 1850er Jahre, so dass er laut Terry Castle überhaupt außergewöhnlich war, was die Geschichte der Darstellung lesbischer Liebe betrifft? Natürlich trifft das nur auf seine Thematik zu (eine Thematik, an der unsere Studenten zur Zeit besonderes Interesse zeigen), formal ist der Liebesdialog äußerst klischeehaft und starr.

Obwohl in Straßen- und Ortsnamen französische und englische Worte auftauchen, sind Anglizismen bei Reizenstein relativ selten, ebenso wie Séjour (aus leichter verständlichen Gründen) keine Anglizismen verwendete. Das trifft weniger auf einen Pionier spanischer Belletristik in New Mexico zu, unser nächstes Beispiel, der allerdings sowohl typografisch wie stilistisch sehr eigenwillig ist.

5. Eusebio Chacón

Fast genau ein halbes Jahrhundert nach der Annexion Neu-Mexikos durch die Vereinigten Staaten schrieb der raffinierte Ironiker Eusebio Chacón, ein Anwalt in Santa Fé, 1892 eine Cervantes verpflichtete Prosakomödie *Tras La Tormenta La Calma/Ruhe nach dem Sturm*. Es ist eine humoristische Liebes-Dreiecksgeschichte, in der die Spannung zwischen spanischer Tradition und amerikanischem Handlungsort bewusst aufrechterhalten wird. Der Erzähler berichtet die Geschichte der schönen Waisin Lola und ihrer beiden Verehrer mit der klinischen Distanz eines Mannes, der schon lange die Altersgrenze überschritten hat, bis zu der man sich Hals über Kopf verlieben oder sich

über solche Geschichten groß aufregen kann. Lola, „eine jener dunklen Schönheiten, die Männer verrückt machen“ und die bei ihrer Tante Mela lebt, verliebt sich in den einfachen, armen, christlichen Arbeiter Pablo. Der Erzähler unterbricht ihren Liebesdialog (der zunächst ebenso klischeehaft scheint wie der Reizensteins) mit dem ironischen Kommentar: „Pero es posible trasladar al papel aquella escena de amor? Insensato de mí, que tal cometido he atentado! Decíd, lectores, quién se atreve á retratar al sol?“ (Aber ist es möglich, diese Liebesszene aufs Papier zu bannen? Wie närrisch von mir, was für eine Verantwortung habe ich da auf mich geladen? Sagt mir, Leser, wer würde es wagen die Sonne zu fotografieren?) Bald taucht Luciano auf, ein Byron-lesender Student, der ebenfalls Lolas Charme erliegt und ihr geheimnisvolle Nachrichten schickt und Ständchen singt, von Nadel- und Birnbäumen, die er an Lolas Tür gepflanzt habe. Ein Nachbar unterbricht ihn rüde, „Hijo, ya tienes un bosque plantado á mis puertas y ventanas. Mañana no podrán pasar los carros por mi patio, de seguro. Vete ya y deja dormir.“ (Sohn, du hast schon einen Wald an meinen Türen und Fenstern. Morgen kommen die Wagen nicht mehr durch meinen Patio. Hör auf und lass die Leute schlafen.)

Lola erhört Luciano, der eifersüchtige Pablo wird Zeuge der Entehrung seiner Verehrten, und die Geschichte eilt ihrem lächerlichen Ende entgegen.

Der Kontrast zwischen spanischer Literaturtradition, in der die Geschichte fest verankert ist, und amerikanischer Umgebung ist programmatischer Bestandteil von Chacóns Unterfangen, denn er versteht sich, vielleicht ein wenig wie Luciano, als ein Mensch, der in Neu-Mexiko etwas pflanzen will, das nicht von Anglos geborgt ist: „Sobre el suelo Nuevo Mexicano me atrevo á cimentar la semilla de la literatura recreativa para si después otros autores de más feliz ingenio que el mío siguen el camino que aquí les trazo, puedan volver hácia el pasado la vista y señalarme como el primero que emprendió tan áspero camino.“ (Auf neumexikanischem Boden wage ich, den Samen einer unterhaltsamen Literatur zu pflanzen, so dass, wenn in der Zukunft andere Autoren und größere Talente als ich es bin dem Pfad folgen mögen, den ich hier freilege, sie mich als den ersten anerkennen, der diese unebene Straße genommen hat.) Spätere Hinweise auf Gouverneure und Indianerpfeile, die der spanischen Geschichte ab und zu ein amerikanisches Gepräge geben, sind also absichtsvoll eingefügte Details eines Schriftstellers, der auf das Entstehen einer spanisch-sprachigen Literatur Neu-Mexikos hoffte. Meine Kollegin, die Romanistin Doris Sommer, die zusammen mit Erlinda González-Berry den Text für die Anthologie herausgab, fand es paradox, dass Chacón sowohl in die Zukunftsutopie kultureller Autonomie blickt als auch auf die Vergangenheit spanischer Ehre fixiert bleibt.

Während Pastorius einerseits auf die Tradition ganz Europas zurückschaute und andererseits hoffte, dass wenn nicht seine beiden Söhne, dann vielleicht irgendein anderer Leser in der Zukunft aus seinen Leseblüten Weisheit schöpfen könne; während Omar kaum auf irgendeinen Nachfolger hoffen konnte und seinen Rückhalt im arabischen Koran fand; während Séjour sich ganz der französischen Literatur verpflichtete; hoffte Chacón mit seiner Kombination aus strikt spanischer Literaturtradition und neumexikanischer Umgebung, vielleicht wirklich eine neue Literatur begründen zu können.

6. Luigi Donato Ventura, Peppino (1885, 1886)

Welcher Literatur, welchen Literaturen andere Texte des Multilingual-America-Projekts angehören, ist oft erstaunlich kompliziert. So schrieb Luigi Donato Ventura seine Novelle *Peppino*, die, 1885 publiziert, in einigen Literaturgeschichten als der erste italienische Einwanderungsroman der USA bezeichnet wird; aber der italienische Einwanderer Ventura schrieb diese Geschichte nicht auf italienisch, sondern auf französisch, also in einer „dritten“ Sprache – wie Alide Cagidemetrio (Amerikanistin an der Universität Venedig und auch meine Lebenspartnerin), die den Text für die Anthologie edierte, argumentiert. Ventura schmuggelte die Geschichte auch noch in eine Serie französischer Klassiker, deren Herausgeber er selbst war. Und was an diesem Beispiel, das ich nur ganz kurz erwähnen möchte, besonders aufregend ist, ist dass Ventura die gleiche Geschichte ein Jahr später noch einmal publiziert, diesmal auf englisch und mit ganz erheblichen Unterschieden. In beiden Fassungen erfährt der italienische Erzähler Fortuna, ein Zola verpflichteter Schriftsteller, der in der New Yorker Zeitungswelt Karriere zu machen versucht, dass der süditalienische Schuhputzer Peppino ein wirklich verlässlicher Bursche ist; aber die französische Version ist viel deutlicher in der Kritik einer heuchlerischen methodistischen Hauswirtin und angloamerikanischen Symbolfigur, Mrs. Stiffenton. Die Unterschiede sind so gravierend, dass einmal eine ganze Seite der französischen Fassung kein englisches Pendant hat.

Formal machen beide Versionen den Eindruck einer Übersetzung, und beide enthalten mehr Anglizismen als alle bisherigen Texte sowie italienisches Dialektenglisch. Der französische Text enthält Wortgebilde wie *swell front* und „la *landlady*“, der englische spricht von *petit vin de Sicile*. Das Englische benutzt *café* als kursiv gedrucktes Fremdwort, das Französische tut dasselbe mit *bar*. Hinter beiden Fassungen von Venturas *Peppino* ist also auch kein italienischer Urtext zu erkennen, von denen sie Übersetzungen sein könnten.

In der amerikanischen Literatur sind derartige zweimal in verschiedenen Sprachen publizierte Werke keine Seltenheit. Der aus Russland nach Amerika eingewanderte Abraham Cahan zum Beispiel publizierte jiddische und englische Versionen von Kurzgeschichten und Novellen, die Jules Chametzky (Emeritus an der University of Massachusetts) verglich, wobei er feststellte, dass die jiddischen Fassungen einen allwissenden sozialistisch denkenden Erzähler haben, der in den englischen Versionen fehlt. Gibt es auf jiddisch mehr Sozialkritik, vulgärere Sprache in den Dialogen und größere sexuelle Freizügigkeit als auf englisch, so haben die englischen Geschichten eher ein „happy ending.“ Venturas und Cahans Doppelgeschichten zeigen damit eine andere Dimension der vielsprachigen Literatur der USA, die jedenfalls aus dem Blickwinkel eines Autors kulturelle Unterschiede zwischen Angloamerika und dieser oder jener linguistischen Minderheit plastisch darstellen.

7. O.E. Rølvaag (1876-1931), *Giants in the Earth* (1927; dt. *Die Wegbereiter*, 1948)

Unser nächstes Beispiel ist Ihnen vielleicht am ehesten bekannt, denn es handelt sich um einen modernen, vielgelesenen Klassiker der amerikanischen Literatur, von dem es ebenfalls zwei

autorisierte Fassungen in verschiedenen Sprachen gibt. Ich meine den Roman *Giants in the Earth: A Saga of the Prairie* (Giganten, oder, mit Luther, Tyrannen auf Erden: Eine Präriesaga, 1927) des norwegischen Einwanderers Ole Edvart Rølvaag.

Rølvaag wurde am 22. April 1876 in einem nordnorwegischen Fischerdorf auf der Insel Dønna geboren. Nach armseligen Jahren als Fischer wanderte er 1896 nach Amerika aus und konnte von 1898 bis 1906 an der Augustana Academy (Canton, S.D.), am St. Olaf College (Northfield, Minn.) und an der norwegischen Universität Christiania studieren. Als Dreißigjähriger begann er seine Lehrtätigkeit an St. Olaf, die er bis an sein Lebensende fortsetzte. Rølvaag starb am 5. November 1931 an den Folgen eines Herzinfarkts. Unter seinen Publikationen sind ein Band Einwandererbriefe, *Amerika-Breve* (1912); der Roman *To Tullinger* (1920; dt. *Reines Gold*, 1938); und die Essay-Sammlung *Omkring fædrearven* (Unser Erbe betreffend, 1922).

Aber uns interessiert hier besonders die zuerst auf norwegisch veröffentlichte vierbändige Romanserie über den Generationsablauf einer norwegischen Auswandererfamilie: (1924; dt. *Die Wegbereiter*, 1948); *Riket Grundlægges* (1925; dt. *Das Schweigen der Prärie*, 1936); *Peder Seier* (Peder der Sieger, 1928); und *Den Signede Dag* (1931; dt. *Leuchtende Straße*, 1938). Die ersten beiden Bände wurden in der von Rølvaag gemeinsam mit Lincoln Colcord publizierten, einbändigen englischen Übersetzung unter dem Titel *Giants in the Earth: A Saga of the Prairie* ein kritischer Erfolg (der Schriftsteller Carl Sandburg und Literaturhistoriker Vernon Parrington reagierten enthusiastisch) und als Book-of-the-Month-Club-Selektion auch ein sehr populäres Buch (über 80.000 Exemplare wurden im ersten Jahr verkauft, und der Roman ist auch heute noch im Druck). Rølvaags Roman bezeichnet nicht nur einen Höhepunkt der amerikanischen Literatur der zwanziger Jahre, sondern auch das Ende der norwegisch geschriebenen Einwandererliteratur (einer besonders reichen nichtenglischsprachigen Tradition, die Rølvaag auch gründlich gelesen hatte).

Giants in the Earth folgt dem Leben einer kleinen Gruppe norwegischer Farmerfamilien in ihren einsamen Siedlungen in Spring Creek im Dakota-Territorium. Per Holm, als Per Hansa bekannt, ist ein rüstiger Pionier, der als Siedler viele Hindernisse überwinden muss, von Winterstürmen bis Heuschreckenplagen. Seine melancholische Frau Beret leidet unter der Einsamkeit der Prärie und kommt dem Wahnsinn nahe. Sie haben schon zwei Söhne, Ole und Store-Hans, und eine Tochter, And-Ongen, als Beret noch einmal schwanger wird und fast an der Geburt des dritten Sohnes, den der Vater optimistisch „Peder der Sieger“ nennt, stirbt. Peder kommt bezeichnenderweise für die messianischen Erwartungen am Heiligen Abend auf die Welt. Unter der Führung eines Geistlichen, der auf Besuch kommt, wendet sich Beret stärker dem lutherischen Protestantismus zu und findet in der Religion einen Trost. Als Per eines Tages ausgeht, um in großer Eiseskälte einen Geistlichen zu einem schwerkranken Nachbarn zu holen, kommt er in einem Schneesturm um; und das Buch endet im Frühjahr darauf, als Per Hansas Leiche auf einem Heuhaufen gefunden wird, die Augen nach Westen gerichtet.

In der Fortsetzung *Peder Victorious* zeigt sich, dass Peders Amerikanisierung und Entfremdung von der Mutter unaufhaltsam fortschreiten. Nach den Heiraten der älteren Söhne, die der verwitweten Beret immer halfen, ist sie einsamer und fanatischer religiös als je; und der erst norwegisch und dann

amerikanisch geschulte Peder wird der Rebell der zweiten Generation gegen den mütterlichen Konservatismus. Er lässt sich erst mit den Töchtern religiöser Abweichler ein und verliebt sich dann in Susie Doheny, eine irisch-amerikanische Katholikin und Schwester eines Schulkameraden Peders. Überraschend gibt Beret ihre Einwilligung zur Heirat.

Their Fathers' God, der letzte Band, den Rölvaag vor seinem frühen Tod fertig stellen konnte, beginnt mit der Hochzeit von Peder und Susie, die auf Berets Farm einziehen und dort leben. In der den Pionieren folgenden Generation erzeugen religiöse, sprachliche und kulturelle Gegensätze viele Konflikte, die sich mit der Geburt von Petie, dem Vertreter der nächsten Generation zuspitzen, weil nun drei verschiedene Vorstellungen von Kindeserziehung aufeinanderprallen. In Susies Abwesenheit lässt Beret ihren Enkel heimlich lutherisch taufen; Susie gibt Petie eine katholische Taufe; und als Freidenker interessiert sich Peder nicht für Religion und strebt eine politische Karriere an, wobei aber gerade die irischen Einwanderer seine Gegenspieler sind. Peder hat eine Affäre mit einer jungen norwegischen Einwanderin, bricht sie aber ab und kehrt nach Haus und zu Susie zurück, als seine Mutter krank wird. Auf dem Sterbebett bekennt Beret die heimliche Taufe Peties. Susie stirbt fast an einer Fehlgeburt und überlebt dank Peders Fürsorge. Aber während des Wahlkampfes wird Peder öffentlich von seinem irischen Gegner angeschwärzt und glaubt sofort, dass die fragliche Information von Susie herrührt. Zornig zerstört er daher vor ihren Augen alle Symbole des Katholizismus im Haus. Er zertritt das weiße Porzellankruzifix, das Weihwasserbecken und die Perlen des Rosenkranzes. Susie ist außer sich, wird ohnmächtig; am nächsten Tag verlässt sie Peder, nimmt aber den kleinen Pedie mit. Der Romanzyklus schreitet also von der hoffnungsvollen Generation des Gründervaters über die Säkularisierung des Sohnes zur komplizierten Lage des doppelt getauften Enkels, für den „der Gott der Väter“ mehrdeutig sein muss. Der Roman endet auch mit dem Zerwürfnis des interethnischen Paares, denn Susie geht zu ihrem Vater zurück.

Rölvaags Saga ist ein bemerkenswerter Beitrag zum klassischen historischen Roman, denn er setzt etwa fünfzig Jahre vor der Publikation des ersten Bandes ein. Die Romanserie behandelt vieles: den Sprachverlust, der sich in im Norwegischen ständig zunehmenden Anglizismen bemerkbar macht (eine ins Englisch nicht übersetzbare Eigenschaft); die religiöse Polarisierung zwischen Berets sektenhafter Intensivierung der Religiosität und Peders radikaler Säkularisierung; oder die Beziehungen zwischen norwegischen Siedlern und Indianern und Iren. Rölvaags größte Stärken liegen vielleicht in seinem anhaltenden psychologischen Interesse und in seinen lyrischen Landschaftsbeschreibungen, so dass die Einsamkeit der Siedler in den Prärien der Dakotas eindringlich evoziert wird:

A grey waste . . . an empty silence . . . a boundless cold. Snow fell; snow flew; a universe of nothing but dead whiteness. Blizzards from out of the northwest raged, swooped down and stirred up a greyish-white fury, impenetrable to human eyes. (Eine graue Wüste . . . eine leere Stille . . . grenzenlose Kälte. Schnee fiel; Schnee flog; eine Welt aus nichts als weißem Tod. Schneestürme tobten aus dem Nordwesten, fegten herunter und stachelten eine grau-weiße Wut an, fürs menschliche Auge undurchdringbar.)

Berets Gefühlswelt ist besonders scharf in ihren Reaktionen auf die Umwelt gezeichnet. Sie assoziiert die Einwandererkiste mit der Inschrift „Anno 16—“ mit einem Sarg; später gebraucht der Pfarrer diese Kiste als Altar, womit er das Familienerbstück und weltliche Objekt der Auswanderung sakralisiert, aber auch Berets Todesfantasien mit einem Wiedergeburtstrial vertreibt. Die kleinen Holzpfähle, die das Territorium der Hansas begrenzen und die Per zu seinem Vorteil leicht umsteckt, verstärken in Beret die Angst, dass sie auf gestohlenem Land lebt, eine in Amerika tief gerechtfertigte Furcht. Später liest sie immer intensiver in der Bibel, am Schluss nur noch im Lied Salomons.

Das Englische taucht als *lingua franca* zur Kommunikation mit den Indianern auf, und Per Hansa behandelt einen von ihnen mutig, als er sieht, dass der Indianer eine entzündete Wunde hat. Die Ankunft der personifizierten Eisenbahn ist Teil der bedrohlichen Umwelt. „The monster crawled along with a terrible speed; but when it came near, it did not crawl at all; it rushed forward in tortuous windings, with an awful roar, while black, curling smoke streaked out behind it in the air.“ (Das Ungeheuer kroch mit schreckenerregender Geschwindigkeit heran; aber als es näher kam, kroch es überhaupt nicht; es hetzte in quälenden Kurven voran, mit einem scheußlichen Getöse, während schwarzer, kreiselnder Rauch nach hinten in die Luft hervorquoll.)

Rölvaag verbindet Traditionen norwegischer Folklore, die die amerikanische Szene mit Trollen und Geistern zu beseelen scheint, und von skandinavischer und amerikanischer Moderne. Er beruft sich sowohl auf Ibsen (dessen Charakter Brand ein Vorbild für Beret war) und auch ganz explizit auf Walt Whitman (an dessen lyrische Hoffnung „All the past we leave behind“ [die ganze Vergangenheit lassen wir hinter uns] Peder glaubt). Rölvaag suchte offenbar eine Vermittlung zwischen beiden Positionen und gab Reverend Kaldahl die entscheidende Passage, in der Peders selbstverneinende, vergangenheitsfeindliche Amerikanisierung scharf abgelehnt wird: „If we’re to accomplish anything worth while,” sagt er, “we must do it as Norwegians.” (Wenn wir etwas erreichen wollen, was sich lohnt, dann müssen wir es als Norweger tun.) Er beruft sich auf das Beispiel der Juden, deren große Beiträge zur Kultur nur möglich waren „because they stubbornly refused to be dejewed“ (weil sie sich hartnäckig weigerten entjudet zu werden).

Rölvaags Saga hat eine unverwechselbare Klangfarbe, einen ganz eigenen Stil. Die Sätze fließen leicht von objektiver Erzählperspektive in direkte und indirekte Rede über; und die häufige Verwendung von Ellipsen („...“) erweckt den Eindruck von Auslassungen, die der Leser überbrücken muss. Zum Beispiel schreibt er über Per Hansa:

This vast stretch of beautiful land was to be his –yes, *his* – and no ghost of a dead Indian would drive him away! . . . His heart began to expand with a mighty exaltation. An emotion he had never felt before filled him and made him walk erect. . . . “Good God!” he panted. “This kingdom is going to be *mine!*” (Dieser riesige Landstrich sollte ihm gehören – ja, *ihm* – und kein Gespenst eines toten Indianers würde ihn fortreiben! . . . Sein Herz begann sich in mächtiger Erhabenheit auszuweiten. Ein Gefühl, das er nie gehabt hatte, erfüllte ihn und ließ ihn aufrecht gehen . . . „Guter Gott,“ keuchte er, „Dieses Königreich wird *mir* gehören!“)

Das leicht fließende Englisch erstaunt (ich bitte für meine hölzerne Eindeutschung um Verzeihung), insbesondere in einem Werk, dessen Titelseite die Worte „translated from the Norwegian“ (aus dem Norwegischen übersetzt) enthält. Und in der Tat handelt es sich, wie Rølvaags Enkeltochter Solveig Zempel dargestellt hat, keinesfalls um den Normalfall einer Übersetzung, sondern den einer intensiven Zusammenarbeit zwischen Rølvaag und Lincoln Colcord, der als Autor von Seeliteratur bekannt geworden war. Zunächst arbeitete Colcord allein mit von Studenten und Amateuren angefertigten Rohübersetzungen; dann trafen sich Autor und Übersetzer in endlosen Sitzungen und berieten die Fassung Seite für Seite, die dann endlich in den Druck ging. Dabei wurde das Englische stark poetisiert, bildhafte Adjektive, Adverbien und ganze Sätze wurden hinzugefügt. So findet sich z.B. die ganze Passage zu Per Hansas Reich auf der Prärie, die ich gerade zitiert habe, nicht im norwegischen Original, sondern nur in der englischen Version, die man also kaum nur Übersetzung nennen kann, sondern eher eine zweite autorisierte Fassung in einer anderen Sprache. (Für den deutschen Übersetzer stellt sich noch das besondere Problem hinzu, ob die deutsche Version auf der kürzeren norwegischen oder der längeren englischen beruhen soll. Dem Katalog der Deutschen Bibliothek nach, wurde der erste Band aus dem Englischen, der zweite aber aus dem Norwegischen ins Deutsche übertragen.)

Ole E. Rølvaags erstaunliche Romanserie lässt den Leser auf weitere große Werke hoffen, die in den staubigen mit nichtenglischer Literatur Amerikas gefüllten Bücherregalen möglicherweise noch auftauchen können. Lincoln Colcord schrieb in seiner Einleitung zu *Giants in the Earth*: „It has not yet been determined, even, what America is, or whether she herself is strictly American.“ (Es ist noch nicht einmal entschieden, was Amerika ist, oder ob Amerika wirklich strikt amerikanisch ist.) Ein dreiviertel Jahrhundert später kann man Colcord zustimmen, dass Beispiele dieser Literatur neu gelesen und übersetzt werden sollen, „to enrich our literature by a pure stream flowing out of the American environment – a stream which, for the general public, lies frozen in the ice of a foreign tongue“ (um unsere Literatur durch einen reinen Strom, der aus der amerikanischen Umwelt kommt – ein Strom, der für das allgemeine Publikum im Eis einer Fremdsprache eingefroren ist). Natürlich lässt sich noch hinzufügen, dass der Kontext dieser Literatur nicht nur in Amerika, sondern in vielen anderen Regionen der Weltliteratur anzusiedeln ist, was vielleicht einige der Beispiele gezeigt haben.

8. Kurt Stein, „Progress“ und „Der alte Weg“

Es gibt gewiss noch viele andere interessante Werke in allen Gattungen: man denke nur unter den deutschsprachigen Texten an Reinhold Solgers Gesellschaftsroman „Anton in Amerika“ (1867 – eine englische Übersetzung von Lorie Vanchena erscheint demnächst bei Peter Lang), an Caspar Stürenbergs „Klein-Deutschland: Bilder aus dem New Yorker Alltagsleben“, an „grüne“ Lyrik wie Konrad Nies' Gedicht „Die Rache der Wälder“ (1904), ein frühes Beispiel von Umweltschutz-Lyrik (letzteres ist Teil der Anthologie). Eine neue Lektüre nicht nur der englischsprachigen Literatur der Vereinigten Staaten könnte neue Beispiele für alte Fragen liefern, vielleicht auch einige neue Fragen provozieren und neue Verbindungen in der Weltliteratur deutlich machen.

Diese Literatur hat möglicherweise auch transnationale Themen und Formen vorweggenommen, die man früher für ebenso seltsam, absonderlich und lächerlich hielt wie die vielen Beispiele „Gemixter

Pickles” des Deutsch-Amerikanischen, die von Kritikern herablassend zitiert werden konnten. Obwohl z. B. Friedrich Kürnberger nie in Amerika war, schrieb er den tollsten antiamerikanischen Roman des 19. Jahrhunderts, *Der Amerika-Müde* (1855), in dem ein Kritikpunkt auch der „Sprachkauerwelsch des Pennsylvania-Deutsch“ war. Kürnbergers Held, der Dichter Moorfeld reagiert so:

Es wird einem ach und weh, an einem lebendigen Organismus eine so fortschreitende
Verödung – möchte ich als Arzt sagen – zu beobachten. Ein Fischer z.B. spricht: *Below*
werden die Fische umgepackt, *inspected* und dann wieder *vereingepackt again*. – Ein Tischler
erklärt: Wenn Sie ein *loghouse* bauen wollen und dasselbe inwendig *geplastered* und von
außen *geclapboarded* wird, so kostet es siebenhundert Dollars. (341)

Der deutsch-amerikanische Dichter Kurt Stein (er zeichnete meist nur mit seinen Initialen K.M.S.) sah die Stilmöglichkeiten solcher Mischsprachen anders und gab auf eine andere wichtige Frage in diesem Medium eine Antwort. Sein Gedicht „Iss Progress Fortschritt“ (1953) aus der Sammlung „Die allerschönste Lengevitch“ (aus der Marc Shell mehrere Gedichte für die *Multilingual Anthology* auswählte) liefert uns für unsere Überlegungen einen angemessen nachdenklichen Schlusspunkt. Und so möchte ich mit einem Gedicht in „Germerican“ schließen und nur noch darauf hinweisen, dass hier nicht die „reine“ Mutter-Sprache einer deutschen Traditionalistin der gemischten Sprache einer amerikanisierten „Sprachverräterin“ (wie Lawrence Rosenwald solche Figuren nennt) gegenübergestellt wird, sondern dass beide, Großmutter Schmatz und ihre studierende Enkelin, gleich kreativ bei der Prägung einer neuen Sprache aus deutschen (oder genauer gesagt, hessischen) und angloamerikanischen Komponenten an der Arbeit sind. Und der Dichter macht natürlich auch mit, so dass „Nietzsche“ und „teache“ zwanglos mit einander reimen können.

Iss Progress Fortschritt?

Der alter Missis Schmatz ihr Enkelkind,
A Coedgirl with horngerimnten Shpecs,
Geshtufft mit Knowledge, aber shy an Sex
Besucht die Grandma during der Vacation.
Ich lissen mit mei Ears zurückgepinnd
Von der Front Shtoop zu einer Conversation.

„Wel, Kind, was tun sie Euch denn alles teacheh
Dort auf der grossen University?“
„Oh, alles, Grandma, Xenophon and Nietzsche,
All kinds von Languages und History.
Ich hab in Sciences Geshpecialized
Und major dies' Jahr in Biology

Das iss a Field! So vast! Du wärest supprized
Was für Improvements die Professors mache'.
Why, es iss nowadays a simple Sache
Life artificially zu reproduceh!"

„Is dat so! Golly, das iss wunderbar!"
Sagt Grandma, „Shtill, mich tät's net so enthuseh.
Of Course, 's iss upzudate, das iss ja wahr.
But, after all (sie heaved a couple Sighs),
Der alte Weg, ach, der war doch so nice."²

² Kurt M. Stein, *Die Allerschönste Lengevitch: DIE Schönste Lengevitch MIT Gemixte Pickles UND Limberger Lyrics ZUSAMMEN DOWNGEBOILT, UND PLENTY GESEASONT MIT ADDITIONS VON NEUGEHATCHTER NONSENSE*, New York: Crown, 1953.